

Jubiläum

Literatur- und kulturwissenschaftliche
Annäherungen

Vienna University Press

JUBILAR, *m.* der sein jubiläum feiert, *mittellat.* jubilarius. *vgl.* unter jubel 1.

JUBILÄUM, *n.* jubelfest; *mittellat.* jubilæum, im geistlichen sinn, auch von der feier einer fünfzigjährigen priester- oder ordensweihe (Du CANGE v. HENSCHEL 3, 906^e); heute im allgemeinen gebrauchte, von einer hundert-, fünfzig-, fünfundzwanzigjährigen gedenkfeier: das jubiläum der universität; das jubiläum eines beamten, eines predigers; ein jubiläum begehen, feiern. *vgl.* unter jubel 1.

JUBILIEREN, *verb.* 1) jubeln, frohlocken. vom vulgär-lat. *jubilare* aus (ut *quiritare urbanorum*, sic *jubilare rusticorum*. VARRO *de ling. lat.* 6, 68 Müller), hatte sich *mittellat.* *jubilare* und das daraus gebildete halbdeutsche *jubilieren* verbreitet als bezeichnung der unter jubel (sp. 2339) beschriebenen kirchlichen gesangesart, und dann auch in freierer anwendung: *jubilare*, gotlich singen, frewen, frölich syn, *jubilieren vel juchzten* vor freuden DIEF. 311^a; in dem sulven jare als 1349 begunnen ichteswelke megede und vruwen in dem lande to Lusitze to dullen und to danzen und jubileren vor unser leven vruwen helde. *d. städtechr.* 7, 207, 12. in der sprache der mystiker bezeichnete es den innigen jubel der seele beim versenken in die göttlichen eigenschaften (dem contemplieren): innekeit und andäht unde jubilieren. MEISTER ECKHART 553, 23; etleich, die wellent ê contemplieren und jubilieren oder frôlocken in der götlichen güeten, ê si wainen umb ir sünd. MEGENBERG 122, 24;

V&R Academic

Schriften der Wiener Germanistik

Band 6

Herausgegeben von

Konstanze Fliedl, Eva Horn, Roland Innerhofer, Matthias Meyer,
Stephan Müller, Annegret Pelz und Michael Rohrwasser

Die Bände dieser Reihe sind peer-reviewed.

Franz M. Eybl / Stephan Müller /
Annegret Pelz (Hg.)

Jubiläum

Literatur- und kulturwissenschaftliche
Annäherungen

Unter Mitarbeit von Thomas Assinger und Dennis Wegener

V&R unipress

Vienna University Press



universität
wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 2365-7766

ISBN 978-3-8470-0801-9

Weitere Ausgaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

**Veröffentlichungen der Vienna University Press
erscheinen im Verlag V&R unipress GmbH.**

© 2018, V&R unipress GmbH, Robert-Bosch-Breite 6, D-37079 Göttingen / www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Titelbild: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Band 4, 2. Abtheilung, bearbeitet von Moriz Heyne, Leipzig 1877, Sp. 2343

Inhalt

Jubiläen. Eine Einleitung	7
Alois Hahn	
Jubiläum und Gedenken im Spannungsfeld zwischen Erinnern und Vergessen	11
Christoph Berner	
Vom Erlassjahr zur heilsgeschichtlichen Zäsur. Das Jubeljahr im Alten Testament und in der frühjüdischen Literatur	27
Stephan Kammer	
Zur Gegenwart der Jubiläen. Zeitform und Zeitformat einer Selbstbeobachtung von außen	41
Thomas Macho	
Die Stunde Null	55
Birgit R. Erdle	
Die Jahre der Universität sind gezählt. Zur Zeitlichkeitsfigur des Jubiläums	69
Winfried Müller	
Die inszenierte Universität. Historische und aktuelle Perspektiven von Universitätsjubiläen	77
Brigitta Schmidt-Lauber	
Die (sich) feiernde Universität. Bedeutungstiftungen durch Jubiläen . . .	99

Veit Damm

Wirtschaft und Kultur im Kaiserreich – Systematische Überlegungen am
Beispiel der Jubiläumsinszenierungen deutscher Banken und

Versicherungen 115

Wolfgang Flügel

1817 in Amerika. Das Reformationsjubiläum als Minderheitenphänomen 139

Jubiläen. Eine Einleitung

Die Jubiläumsfeier zum 650-jährigen Bestehen der Universität Wien (2015), der ältesten im deutschen Sprach- und Kulturraum, entfachte lange *ante festum* universitätsweit Aktivitäten zur zweckmäßigen Gestaltung und gehörigen Wirkung des Anlasses. Dazu gehörte die Reflexion über die Zeit und ihre Rhythmisierung und Sinnstiftung sowie über die damit verbundenen Praktiken, also über die kulturwissenschaftlichen Grundlagen eines Jubiläumsszenarios. Im vorliegenden Band sind als Antwort auf diese Fragen spezifische Aspekte des Jubiläumsthemas vorgestellt, die vielfach mit dem Typus des Universitätsjubiläums im Allgemeinen und der Universität Wien im Besonderen zu tun haben.

Als eine Instanz dieser Reflexion formierte sich eine Arbeitsgruppe am Institut für Germanistik, die das Projekt *650 Jahre Sprach- und Textkulturen. Das materielle und immaterielle Kulturerbe der Universität Wien* entwickelte und unter die Schirmherrschaft der Österreichischen UNESCO-Kommission stellen konnte.

Im Rahmen des UNESCO-Wissenschaftsprogramms, das die Anpassung der Wissenschaftspolitik an die Bedürfnisse der Gesellschaft ausdrücklich fördert und auf allen Ebenen die kulturelle Vielfalt und den Pluralismus in den Medien durch den Erhalt und die Sicherung des schützenswerten beweglichen und unbeweglichen dokumentarischen Erbes der Menschheit unterstützt (Bücher, Manuskripte, audiovisuelle Medien), zielte das Projekt *650 Jahre Sprach- und Textkulturen* auf die Förderung einer qualifizierten Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Herausforderungen der wissenschaftlichen (und alltäglichen) Praxis im Forschungs- und Bildungsbereich gerade durch eine breite historische Reflexion sprachgebundener Praktiken im Fokus einer Institution während langer Zeiträume.

Text, Institution und Zeit sind die Eckpfeiler der theoretischen Modellierung unseres Feldes. Dass Sprach- und Literaturwissenschaften auf Texte verpflichtet sind, bedarf keiner Abstützung. Vom Aspekt der Materialität und Medialität her rücken jedoch sofort die Institutionen des Bewahrens und der Dissemination ins Blickfeld, die Horte des Bewahrens und Deutens, mithin das Archiv und die

Universität, die Wissensansammlung (*memoria*) und Wissenszirkulation ermöglichen und deren Wandel von der Manuskript- zur Druckkultur sowie deren elektronischer Weiterentwicklung begleiten und behausen.

Mit diesem Eckpunkt »Materialität und Raum« setzte die Vermittlung und Vertiefung des Themas durch eine Reihe von Veranstaltungen ein. Stephan Kammer leitete während seiner Wiener Gastprofessur im Wintersemester 2012/13 den Workshop »Archive lesen« (Jänner 2013), der mit Blick auf wichtige Wiener Archive und durch ihre Vertreter die Grundlagen materieller Sicherung und Bereitstellung von Texten und Archivmaterialien textkulturellen Zusammenhangs erörterte und problematisierte; Archivbegehungen durch die Studierenden folgten. Im Zuge der gleich betitelten Vortragsreihe erweiterten wir im Sommersemester 2013 die erarbeiteten Aspekte durch ein Board internationaler Forscherinnen und Forscher im Rahmen einer Ringvorlesung.

Der Aspekt der Zeit musste uns in mehrfacher Hinsicht interessieren, sie spielt im diachronen Forschungsparadigma von Sprach- und Literaturentwicklung eine ebenso große Rolle wie in den Untersuchungsobjekten und Artefakten des Gegenstandsbereichs selbst, ist doch schon seit Lessing mit der Definition der Poesie als »artikulierte Töne in der Zeit« (*Laokoon*, 1766, Kap. 16) die Kategorie der Zeit mit dem Zeichenstrom der Sprache untrennbar verbunden: »Es bleibt dabei: die Zeitfolge ist das Gebiete des Dichters« (Kap. 18). Nicht nur auf der Ebene der Artikulation selbst, sondern als Objekt wie als ästhetischer Modus der Verzeichnung interessiert Chronikalität und chronikalisches Schreiben Geschichtswissenschaft und Textwissenschaften gleichermaßen. Diesen Gesichtspunkt hat Detlev Schöttker als Gastprofessor im Wintersemester 2013/14 entfaltet und im Jänner 2014 im Workshop »Chronistik und Literatur« diskutiert. Hier wurden die Modi des literarischen Aufzeichnens in ihrer Relation zur Historiographie, aber auch zu jeweiligen geschichtsphilosophischen Zeitkonzepten gemustert und in Bezug auf ihre ästhetische Leistungsfähigkeit untersucht. Fortgesetzt hat dies die Vortragsreihe »Literatur und Chronistik«, die im Sommersemester 2014 mit nationalen und internationalen Vortragenden aus der Älteren und Neueren deutschen Literatur ein breites Panorama chronikalischen Schreibens und vor allem dessen literarischer Produktivität vom Mittelalter bis in die Darstellungsformen der Netzliteratur hinein aufweisen konnte.

Nun eignet der Zeit das kontinuierliche Element der Dauer ebenso wie das Element des Ereignisses, das singulär bleiben kann, oder aber, bereits im Jahreskreis und dessen kultureller Überformung von den römischen Tages- und Monatsnamen bis zum christlichen Festkalender, zyklisch wiederkehrt. Es ist der Gegensatz, der zwischen Alltag und Fest, Belanglosigkeit und Sensation, Kalender und Prodigium Unterscheidungen herstellt und als kulturell hoch ausdifferenzierte Kodifikations- und Verhaltensstrategie den Umgang mit Zeit

kennzeichnet. Zeit und Zeitverlauf wird innerhalb eines geschichtsteleologischen Sinnrahmens darstellbar und begreifbar. In dieses Problemfeld gehören die Jubiläen als herausgehobene, außeralltägliche Ereignisse innerhalb kulturell dicht codierter Zeitabläufe. Ursprünglich aus der jüdischen Tradition der alttestamentarischen Jubeljahre stammend, wurde die Praxis im Mittelalter mit der Institution des Heiligen Jahres auch für das Christentum adaptiert. Längst werden indes nicht nur diese ursprünglichen Formen gefeiert: Von runden Geburtstagen bis hin zu Universitätsjubiläen provoziert das Auftauchen von Nullen Jubel. Hier setzte die abschließende Tagung *Jubiläum. Literatur- und kulturwissenschaftliche Annäherungen aus Anlass der 650-Jahrfeier der Universität Wien* vom April 2015 an, aus deren Beiträgen dieser Band hervorgeht. Einer linearen Zeitstruktur werden Zäsuren eingeschrieben und ein Zeitrhythmus festgelegt, was den Übergang von Linearität zur Zyklizität ermöglicht. In der Kultur des Jubiläums wird Zeit überschaubar und verlangsamt erfahren, denn neben das Rauschen des linearen Zeitverlaufs in Sekunden, Stunden, Tagen oder Jahren treten ordnende Makrostrukturen wie die Dekade, das Centennium oder das Millenium. Die Deutung des Zeitverlaufs erfolgt durch Einschreiben symbolischer Markierungen für bestimmte Daten. An den so geordneten Zeitverlauf binden sich in spezifischer Weise und aus verschiedensten Motiven die Akteure des Jubiläums, deren Biographie an mehreren solchen Jubiläen partizipiert und so diverse soziale Felder integriert. Jubiläen können aber auch exkludierend wirken, indem sie die menschliche Lebenszeit gegenüber der langen Frist zwischen Jubiläen marginalisieren und das Erreichen etwa einer Milleniumsfeier zur Kontingenz stempeln. Jubiläen als Zeitindices erzeugen also kulturelle Semantiken, die in Beziehung zu den Trägern der Jubiläen in verschiedenster Weise verstanden werden können. Ausgangsfragen der hier zusammengestellten Beiträge sind demgemäß: Welche Konsequenzen hat das Innehalten, die Zäsur gegenüber der Kontinuität der Zeitläufe? Welche kulturellen Praktiken bilden sich heraus? Was tut sich im Vor- und Nachfeld des Jubels? Welche Artefakte bringt ein Jubiläum hervor und wie werden Jubiläen selbst zum Gegenstand von Artefakten? Was wird umjubelt und wie wird den Gegenständen der Jubiläen durch den quasi objektiven Zeitpunkt, an dem sie gemessen werden, Geltung zugeschrieben? Wer bestimmt Jubiläumseignung, was in Zeiten immer hemmungsloserer Selbstverliebtheitsszenarien vielleicht keine unwichtige Frage ist. Wie verhält sich das Gefeierte zu den Feiernden? Insgesamt ging und geht es uns um die kulturwissenschaftliche Koppelung von Text und Tun, von den Aufzeichnungs- und Archivierungsverfahren, ihren Medien und Orten, mit den in Hinsicht auf Ort und Zeit ganz unterschiedlichen Wahrnehmungsweisen und Praktiken und ihren symbolischen Bezugssystemen.

Non omnia possumus omnes: Wir haben vielen für das Zustandekommen dieses Ergebnisses zu danken, denn unterstützt haben uns Mitarbeiterinnen und

Mitarbeiter, Geldgeber und die österreichische UNESCO-Kommission als eine international verankerte Schirmherrin. Hier danken wir namentlich Frau Präsidentin und Botschafterin i.R. Dr. Eva Nowotny und Frau Generalsekretärin Mag. Gabriele Eschig. Die Universität Wien hat uns im Jubiläumsprogramm mitgeführt und unser Projekt unterstützt, ebenso wie die Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät und das Institut für Germanistik. Für tatkräftige Hilfe bei Vorbereitung, Durchführung und Drucklegung der Tagungsbeiträge danken wir Thomas Assinger und Dennis Wegener. Gedankt sei aber auch allen Kolleginnen und Kollegen aus dem In- und Ausland, die als GastprofessorInnen, Vortragende und Diskussionsteilnehmer zur Ausarbeitung unseres Themas inhaltlich entscheidend beigetragen haben.

Franz M. Eybl, Stephan Müller, Annegret Pelz

Jubiläum und Gedenken im Spannungsfeld zwischen Erinnern und Vergessen

Vorbemerkung

Jubiläen sind besondere Formen kollektiv institutionalisierter und inszenierter Erinnerung, ein Sonderfall des Gedenkens. Sie benutzen neben für alles Gedenken typischen Relevanzkriterien wie z.B. die sachliche Bedeutung des Ereignisses, seine moralische Dignität und die soziale Vorbildlichkeit, auch die Identität prägende Wirkung und die lange Tradition als Legitimitätsgrund für ihre Feier. Wie für alle Erinnerung ist es auch für Jubiläen unvermeidlich, das Gedenken auf der Basis des Vergessens zu konstruieren. Dabei muss nicht unbedingt – anders als der Name es nahelegt – die Inszenierung als Vergegenwärtigung von Ruhmestaten organisiert sein. Sie kann – im Gegenteil – als Schuld- und Schamgeschichte veranstaltet werden, wenn diese als Mahnung an das Gewissen oder eine neue Politik auftritt. Wie alles Gedenken sind auch Jubiläen und ihre Gestaltung Beiträge zum Kampf um legitime Daseinsauslegung.

Bevor ich aber auf das Jubiläum und das Gedenken komme, möchte ich zunächst einige Anmerkungen zum Gedächtnis und zur Erinnerung machen. Ich gehe dabei zunächst vom individuellen Gedächtnis, also einer Leistung des Bewusstseins, aus, um schließlich Formen von kollektivem Gedächtnis und kollektiver Erinnerung zu erörtern.

1. Gedächtnis und Erinnerung als Leistungen des Bewusstseins

Wer oder was verfügt eigentlich über die Kriterien, nach denen ein Gedächtnis Inhalte festhält oder eliminiert? Wonach richtet sich, ob etwas für längere oder kürzere Zeit bewahrt wird? Ob es im Kontext von vorgängigen oder nachfolgenden Ereignissen und/oder im Verein mit begleitenden Umständen, Anlässen, Problemen sich einprägt? Jedenfalls sind die Individuen nicht Herr über ihre Gedächtnisinhalte, zumindest nicht vollständig, wenn auch natürlich durch

bewusste Anstrengungen Gedächtnisleistungen gesteigert, bestimmte Inhalte durch wiederholtes Memorieren gegen das Vergessen abgeschirmt werden können. Aber wir können trotzdem nicht beliebig darüber entscheiden, was wir speichern und was wir tilgen wollen; denn auch das Vergessen folgt teilweise einer Eigenlogik, ist Resultat von Strukturen, die von der Gehirnphysiologie oder der Psychologie aufgedeckt werden mögen, die aber jedenfalls nicht in die Kompetenz der freien Selbstreflexion des Bewusstseins gegeben sind. Der Gedächtnisinhalt ist möglicherweise verstehbare Gegebenheit, aber ob etwas als solche fungiert, hängt von nicht selbst verstehbaren Voraussetzungen ab. Die Soziologie hat stets behauptet, dass schon die Wahl dessen, was ein individuelles Bewusstsein als gedächtniswürdig speichert, von sozialen Relevanzstrukturen abhängig ist. Vor allem die Sprachlichkeit vieler, wenn nicht der meisten sinnhaften Erlebnisse bindet deren Speicherung im Gedächtnis an soziale Ordnungsstrukturen. Aber auch da, wo das Gedächtnis Wahrnehmungen optischer, akustischer, z. B. musikalischer, oder olfaktorischer Art registriert, sind diese nicht frei von kulturellen Überformungen. Auch Bilder, an die wir uns erinnern, sind typischerweise mit Bedeutungen durchwebt. Dass wir uns an bestimmte Tonsequenzen besser als an andere erinnern können, hängt einerseits von unserer musikalischen Kultur und unserer diesbezüglich größeren oder geringeren Kompetenz ab, andererseits von der Häufigkeit, Intensität oder eben auch der lebensgeschichtlich bedingten Assoziation von Tönen und biographisch relevanten Ereignissen.¹ Individuelle Erinnerungen haben ihren Sitz im Leben, und das heißt, sie vollziehen sich im Kontext von Handlungen und Erwartungen, die durch die Gesellschaft vorgezeichnet sind. Selbst wenn kein Individuum dieselben Erinnerungen hätte wie ein anderes – was so gewiss nicht stimmt –, wären doch die, so unterstellen wir einmal, einzigartigen Inhalte des jemeinigen Gedächtnisses Folgen von Auseinandersetzungen mit sozialen Begegnungen, Lektüren, Ängsten, Kämpfen, Siegen und Niederlagen.

Die Rede vom »Speichern« ist dabei metaphorisch aufzufassen. Denn Speichern im Zusammenhang von Gedächtnis und Erinnerung heißt zunächst nur, dass das Bewusstsein sich in bestimmten Situationen eines Inhalts bewusst ist, den es sich als zwar vergangenes, aber doch wirkliches Geschehnis vorstellt, also nicht als bloße Phantasie oder Erfindung. Es mag sich zwar aus der Perspektive eines Beobachters um eine Illusion handeln. Aber derjenige, der sich erinnert, empfindet das anders. Er hat den zwingenden Eindruck, dass seine »Gedäch-

1 Den Typen des Hörers, wie sie etwa Adorno unterschieden hat, entsprechen durchaus auch Typen des musikalischen Gedächtnisses. Das simple Wiedererkennen von Einzelmotiven beim »Bildungskonsumenten« und das strukturelle Hören des musikalischen Experten wären denkbare Alternativen des Erinnerungsvermögens. Die Differenz korrespondiert mit sozial fundierten Unterschieden der Hörgewohnheiten und der musikalischen »Kultur«. Vgl. Adorno 1977, S. 14–34.

nisvorräte« wirkliche Gegebenheiten der Vergangenheit repräsentieren, auf die er aktuell zugreift. Ihm *erscheint* sein Gedächtnis wirklich als Speicher, dessen »Bestände« er besser oder schlechter »wiederfindet«, die sich vermehren oder vermindern, über die er eine genauere oder ungenauere Übersicht hat usw. Mit dieser Selbstauffassung von sich als einem »Speicher«, in dem sich etwas befinden muss, wenn man es wieder finden können soll, verbirgt das Gedächtnis seine eigene konstruktive Leistung.

Vom Gedächtnis möchte ich die Erinnerung unterscheiden. Wenn das Gedächtnis bereits eine Auswahl aus den im Laufe der Zeit erlebten Ereignissen bildet, so könnte man die Erinnerung als jene Auswahl bezeichnen, die aktuell für einen Augenblick aus den Beständen des Gedächtnisses getroffen wird. Für Computerfreunde: Die Erinnerung wäre der »retrieval function« analog. Denn wenn auch der Umfang des Gedächtnisses noch so groß sein mag, im jeweiligen Moment kann es niemals als Ganzes herbei zitiert werden. Die Erinnerung wäre also eine Auswahl aus einer Auswahl. Sie wird nicht – jedenfalls nicht primär – vom Gedächtnis selbst gesteuert, sondern folgt den Zwängen der gegenwärtigen Situationen. Diese entlassen gleichsam Suchaufträge an das Gedächtnis, das sich dann einer solchen Vergegenwärtigungsintention fügen oder verweigern kann. Der Strom unserer Erinnerungen, der bewussten Thematisierungen von Gedächtnisinhalten, die u. U. nicht nur für uns, sondern auch für andere produziert werden, ist also sorgfältig vom bloßen »Vorrat« des Gedächtnisses zu scheiden, der vielleicht niemals »angezapft« wird. Andererseits ist stets damit zu rechnen, dass unsere Erinnerungen nicht die Vergangenheit so wiedergeben, wie sie damals für uns wirklich war. Die vergegenwärtigte Vergangenheit sieht stets anders aus als die Vergangenheit, als sie noch Gegenwart war²

Sich erinnern kann also niemals heißen, eine Vergangenheit so zu vergegenwärtigen, wie sie als Gegenwart war. Wenn man unter der Mahnung, etwas wiederzugeben, so wie es wirklich gewesen ist, eben jenes versteht, verlangt man Unmögliches. Und das gilt nicht erst, wenn es sich um die Geschichte eines Staates oder auch nur einer Schlacht, einer Debatte etc. oder eben der Gründung einer Universität handelt, sondern bereits bei der Vergegenwärtigung indivi-

2 Eine Einsicht, die sich bereits bei Augustin in der Unterscheidung von *praesens praeteritum* und *praeteritum praesens* findet. Das ist so, nicht nur weil unsere Erinnerung uns direkt täuscht, uns also Ereignisse als Erlebnisse vorspiegelt, die wir damals nie hatten. Vielmehr entsteht die Differenz zwischen der Vergangenheit als Erinnerung und der jetzt vergangenen früheren Gegenwart auch dann, wenn die Einzelereignisse je für sich korrekt wieder auftauchen. Die Inkommensurabilität ergibt sich aus der Nichtidentität der Horizonte, in denen die Ereignisse im Erleben und in der Erinnerung erscheinen. Nicht nur, dass die Totalität der vergangenen Umstände, unter denen das erinnerte Moment sich ereignet hat, nicht miterinnert werden kann, spielt hier eine Rolle. Wichtiger ist wohl, dass das, was aus den damaligen Möglichkeiten geworden ist, was wir aber damals nicht wissen konnten, und ganz generell: das, was wir inzwischen erlebt haben, die erinnerte Vergangenheit in ein anderes Licht stellt.

duellen Erlebens. Allerdings machen wir uns diese Differenz im Alltag normalerweise nicht klar. Wir sind vielfach subjektiv überzeugt, dass unsere Erinnerung die Wiederbelebung der Vergangenheit ist³.

Man kann das auch so ausdrücken: Alle Erinnerung ist Konstruktion. Sie lässt die Vergangenheit nicht einfach wieder aufleben. Diese Einsicht ist phänomenologisch evident. Aber auch die soziologischen Analysen der Erinnerung, z. B. die von Maurice Halbwachs, haben das stets betont.⁴ Die Erinnerung an Vergangenes hat stets die Gegenwart gleichsam »im Rücken«. Von ihr her springt sie in ihrer Vergangenheit hin und her, ohne an die ursprüngliche Reihenfolge gebunden zu sein, ohne die Fülle der Kopräsenzen der vergangenen Gegenwart berücksichtigen zu müssen. Das ist im Falle von Erinnerung an *Schmerzen* normalerweise ein Segen. Aber auch *Glücksgefühle* lassen sich erinnernd nicht »live« rekonstruieren. Vor allem aber geht in die Erinnerung bereits das intellektuelle »Gepäck« ein, das wir uns nachträglich angeeignet haben. Nie wird aus der gegenwärtigen Vergangenheit eine vergangene Gegenwart.

Ähnlich wie die *Wahrnehmung* für die *Gegenwart* bringt das *Gedächtnis* für

3 Zumindest was ihren inhaltlichen Bestand – ihre Noëmata im Husserlschen Sinne betrifft; denn dass die noëtische Gegebenheit eine andere ist, das wissen wir immer schon, also dass wir es jetzt bloß erinnern, damals aber erlebt haben. Ich will noch eine andere Differenz zwischen aktuellem Erleben und Erinnern erwähnen. Ein großer Teil unserer Erinnerungen erscheint uns in der Form einer Selbsterzählung, damit sind sie, und zwar nicht nur dann, wenn wir sie anderen mitteilen wollen, an narrative Form gebunden. Mit dieser Trivialität ist etwas nicht ganz so Triviales verknüpft: Die narrative Form zwingt dem Dargestellten seine Gesetze auf. Das Dargestellte ist schon, weil es das Dargestellte ist, nicht dasselbe wie das, was es vor aller Darstellung war. Und zumindest ein großer Teil unserer Erinnerungen hat auch für *uns selbst*, also wenn wir nicht *anderen* etwas erzählen, die Form einer Erzählung, ist Selbstgespräch. Damit soll gewiss nicht behauptet werden, alle Erinnerung sei so beschaffen. Von der sprachlich-logischen Erinnerung könnte man eine ikonische unterscheiden. Und vielleicht sollte man auch eine dritte Variante nicht vergessen, die man als »deiktische« bezeichnen könnte. Kommunikativ wird sie dann aktiviert, wenn wir etwa einem anderen nicht ein konkretes Ereignis berichten, sondern lediglich auf etwas verweisen, von dem wir annehmen, dass der andere schon weiß, was wir meinen. In Wirklichkeit mögen dann in seinem Bewusstsein Erinnerungen aufsteigen, die sich himmelweit von denen unterscheiden, auf die wir verweisen wollten. Da man aber darüber nicht weiter redet, bilden sich u. U. lebenslange Konsensfiktionen in Bezug auf die Gemeinsamkeit geteilter Erinnerungen aus. Oft sind es pure Zufälle, die solche Fiktionen blitzartig als solche enthüllen. Hier besteht die Fiktionalität primär in der Unterstellung der interindividuellen Gemeinsamkeit von Erinnerung. Aber auch ohne dass andere beteiligt sind, ist der subjektive Glaube, die eigene Erinnerung sei deckungsgleich mit der Vergangenheit, auf die sie sich bezieht, eine Fiktion, oft allerdings eine notwendige und jedenfalls unvermeidliche. Sie sollte deshalb nicht etwa mit Täuschung oder Lüge verwechselt werden.

4 Vgl. Halbwachs 1976, S. 27–39 (urspr. Paris 1925). Halbwachs war unter Soziologen auch in Deutschland eigentlich stets bekannt, durch die vergleichsweise frühe Übersetzung (1966) sogar eher als sein Lehrer Durkheim. Populär geworden ist er aber bei uns wohl erst seit Aleida und Jan Assman ihn in den letzten Jahren auch für ein nicht-soziologisches Fachpublikum wieder entdeckt und adaptiert haben: Interdisziplinarität als Generator von Erinnerung.

die *Vergangenheit* jene erstaunliche Leistung zustande, dass das Bewusstsein Veränderung seiner eigenen Zustände nicht auf sich selbst, sondern auf die Umwelt bezieht und so zwischen bloßen Phantasien und wahrgenommenen bzw. erinnerten Wirklichkeiten unterscheidet. Obwohl es sich also um Konstruktionen des Bewusstseins handelt, kann dieses sich nicht *beliebig* einbilden, etwas wahrzunehmen oder zu erinnern. Es stößt auf mit seiner eigenen Struktur gegebene Widerstände. »Das Bewußtsein glaubt nicht an alles, was es denken kann.«⁵

Der gleiche Typus von Widerstand findet sich auch für alle Formen des *sozialen* Gedächtnisses: Auch hier kann nicht Beliebiges als erinnerte Vergangenheit behauptet werden. Was als Erinnerung sozialen Kurswert beanspruchen will, muss sozial kreditwürdig sein. Die Kriterien dafür variieren allerdings von Gesellschaft zu Gesellschaft erheblich. Immer aber ist es so, dass nicht die Wahrheit der Vergangenheit selbst sich gegen falsche Inanspruchnahme wehrt. Es sind die sozial gültigen Regeln der Beschwörung dessen, was war, die den Horizont dessen bilden, was als Vergangenheit beschworen werden kann. Zumindest für moderne Gesellschaften sind diese nicht einheitlich, so dass wir mit gleichzeitig kursierenden, aber einander widersprechenden Vergangenheiten konfrontiert sind. Doch davon später. Immerhin haben diese Bemerkungen schon angedeutet, dass Gedächtnis nicht ausschließlich etwas Privates und Individuelles ist, sondern auch etwas Kollektives.

2. Kollektives Gedächtnis

Dem französischen Soziologen Halbwachs verdankt die Soziologie den Begriff des »kollektiven Gedächtnisses«. Er schließt sich mit diesem Konzept eng an Vorstellungen seines Lehrers Durkheim an. Dieser hatte zwischen individuellem und kollektivem Bewusstsein unterschieden. Das kollektive Bewusstsein meint aber bei Durkheim keinesfalls ein *jenseits* individueller Hirne operierendes Mysterium, sondern jene Inhalte des *individuellen* Bewusstseins, die eine gegebene Person mit den anderen Mitgliedern ihrer Gruppe oder Gesellschaft teilt. Dabei bezieht sich dieses »Teilen« nicht nur auf die Inhalte rein als solche, sondern auch auf die Struktur ihres Zusammenhanges, auf die Sprache, in der sie ausdrückbar wären, auf die Ordnung ihrer Details, auf die emotionale Stimmung und die moralische oder religiöse Färbung ihrer Empfindung. Halbwachs spricht in diesem Zusammenhang von den »cadres sociaux«. Für Durkheim nun ist klar, dass die Kollektivvorstellungen nicht etwa die Vorstellung eines Kollektivs sind, sondern Vorstellungen von *einzelnen*, die einem bestimmten Kollektiv *ange-*

5 Luhmann 1995, S. 168.

hören und auf Grund der gemeinsamen Erziehung und Tradition ähnliche Formen und Inhalte des aktuellen Empfindens und Erinnerns aufweisen. Halbwachs hat das eindringlich »ausbuchstabiert« und die kollektiven Strukturen des Gedächtnisses von Mitgliedern der gleichen Familie⁶, Religionsgemeinschaft⁷ oder Klasse, bzw. des gleichen Standes, wie z. B. des Adels, der Bourgeoisie oder bestimmter Berufsgruppen, beschrieben. Durkheim selbst war sich indessen zunehmend mehr der Tatsache bewusst, dass das kollektive Gedächtnis für die Moderne eine immer geringere Rolle spielen kann, dass es also eigentlich eher eine *historische* Formation des Bewusstseins ist. Mit wachsender Arbeitsteilung müssen die kollektiv gemeinsamen Inhalte der Bewusstseins aller Individuen zunehmend reduziert werden. Die Säkularisierung führt zu einer Abnahme der religiösen, die Privatisierung der Familie und der Bedeutungsverlust der Verwandtschaft zu einer Erosion der privaten Formen des Kollektivbewusstseins. Für Schichten und Klassen ließe sich das Gleiche zeigen.⁸ Für Durkheim war überdies wichtig, dass alle Formen der kollektiven inneren Wirklichkeit der permanenten äußeren Bestätigung und vor allem der rituell inszenierten und wiederholten Demonstration ihrer Gültigkeit bedürfen. Auch für das Gedächtnis gilt, »[...] daß der Mensch für die Realität seiner Vorstellungen und Emotionen weitgehendst auf die sozialen Gruppen angewiesen ist. So wie das Kind zum Erwerb geformter Vorstellungen und Empfindungen der menschlichen Gruppe bedarf, so bedarf der Erwachsene ihrer, um sich der Realität seines Bewußtseins zu versichern. Je weniger konkret die Gegenstände von Bewußtseinsinhalten sind und je weiter diese von der formlosen und impulsiven Basis individuellen Erlebens entfernt liegen, d. h., je stärker sie kultureller Erwerb sind, um so mehr ist ihre Realität in der Gruppe investiert. Ihrer Wirklichkeit versichert sich der Mensch, indem er die mit ihnen gesetzten Formen sprachlich, emotionell, vorstellungshaft und in Handlungen am sozialen Gegenüber erlebt, und diese wiederholt und vorhersehbar zu erleben und mitzuteilen sind. Die soziale Realität vertritt die objektive Realität.«⁹ Damit dies aber möglich ist, bedarf es

6 Ebd., S. 146–177.

7 Ebd., S. 178–221.

8 Das heißt nicht, dass es nicht immer wieder neue Gruppierungen gibt, deren Mitglieder partiell kongruente Auffassungen hätten. Aber jedes der beteiligten Individuen gehört eben zahlreichen anderen Kreisen an, in denen andere Vorstellungen gelten. Simmel hat das so sich konstituierende Individuum deshalb als »Kreuzungspunkt sozialer Kreise« beschrieben. Die These Durkheims meint folglich, dass es immer weniger Inhalte gibt, die von *allen* Individuen einer Gesellschaft geteilt werden. Man könnte den gleichen Tatbestand auch so formulieren: Die Schwächung des Kollektivbewußtseins ergibt sich daraus, dass es sich pluralisiert, und zwar sowohl bezogen auf die Gesellschaft als Ganzes als auch im Hinblick auf die heterogenen Kombinationen von Kollektivbewusstseinen, die ein Einzelbewusstsein prägen. Ausführlicher zu diesem Thema: Bohn / Hahn 1999, S. 33–61.

9 Tenbruck 1960, S. 131.